

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

14 (17.1.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 4

Konferenz wurde zum obersten Schulinspektor für die Londoner Mädchenschulen ernannt.

Sehr wichtig für die Heimarbeiterrinnen war die Ausdehnung der Mindestlohngebung auf die Hemdenschneiderei, Beinensiderei, Konfektur- und Konfervenindustrie und die Erzeugung gußeiserner Kochgeschirre.

Zwei skandinavische Staaten: Norwegen und Island, haben den Frauen die volle politische Gleichberechtigung gegeben. Norwegen hat als erster aller Staaten durch Gesetz das uneheliche Kind mit dem ehelichen ganz gleich gestellt. Einem Vater, der nicht ausreichend für sein Kind sorgt, kann das Bürgerrecht entzogen werden.

Den dänischen Frauen winkt die Aussicht, bald in den Besitz des politischen Wahlrechts zu gelangen. Bei den Wahlen zum Unterhaus am 20. Mai siegten die radikalen Parteien. Die Wahlreform, die auch das Frauenwahlrecht vorsieht, wurde auf neue eingebracht, und sie soll nun mit allen Mitteln gegen den Widerstand des Oberhauses durchgesetzt werden. — Bei den Stadtverordnetenwahlen in Kopenhagen wurden 13 weibliche Stadtverordnete gewählt, je fünf Sozialdemokratinnen und Konfessionelle, zwei Radikale und eine Neutrale. Frau Karbon-Hoff (radikal) wurde das Amt des zweiten Vizepräsidenten übertragen. — Auch in Dänemark sind Witwenpensionen eingeführt worden.

In Schweden nahm die Zweite Kammer eine Regierungsverordnung für das Frauenstimmrecht an, die Erste Kammer lehnte sie jedoch ab. Nun bestreben sich die Frauen, eine Reorganisation der Ersten Kammer durchzuführen.

Frankreich hat einige für die Frauen wichtige sozialpolitische Gesetze zu verzeichnen. Am 12. Juni wurde ein Mutterchutzgesetz für Dienstmädchen und außer dem Hause arbeitende Frauen und am 13. November das Mindestlohngesetz für Arbeiterinnen verabschiedet. Die Wohnungspolitik soll durch Ermäßigung des Mietzinses für Familien mit mehr als drei Kindern unter vierzehn Jahren gefördert werden.

In der Schweiz wurden in Zürich zum erstenmale fünfzehn Frauen in die Schulbehörde gewählt, darunter elf Sozialdemokratinnen. Genossin Dr. Olga Lenz wurde als vierter Amtsvorstand in die Vormundschaftsbehörde von Zürich berufen. Die italienische Kammer hat leider das Frauenwahlrecht abgelehnt. Das Eheverbot für Telefonistinnen ist aufgehoben worden.

Selbst in Spanien und Portugal sind geringe Fortschritte zu verzeichnen. Die spanischen Frauen erhielten die unbeschränkte Zulassung zur Univerfität und das Recht zur Ausübung aller Berufe. In Portugal wurde eine Frau zum Unterrichtsinspektor der Gesundheitskommission ernannt.

In Oesterreich warten die Frauen noch immer auf die Durchführung der Vereins- und Versammlungsfreiheit; als ein kleiner Erfolg ist die Zugabe von Frauen zur Wiener handelspolitischen Kommission anzupreisen, die die Konsuminteressen bei Abschluß der Balkanhandelsverträge vertreten soll. Von Ungarn ist nur Stillstand zu melden. Zwar sind Frauen zum medizinischen Studium an der Universität Lomaz in Sibirien zugelassen worden, aber nur aus dem Grunde, weil sich nicht genügend männliche Studierende fanden. Finnland leidet stark unter russischem Druck, seine Gesetzgebung ist dadurch so gut wie lahmgelegt.

In allen Kulturländern sehen wir ein Fortschreiten der Frauenbewegung. In den angelsächsischen und skandinavischen Staaten ist der Fortschritt am stärksten, in den germanischen und slavischen Staaten am schwächsten, und es erfüllt uns nicht eben mit Freude, daß Deutschland und Oesterreich anstatt den skandinavischen und angelsächsischen Ländern nachzueifern, sich zu den Staaten halten, die nicht nur in bezug auf die rechtliche Stellung der Frau weit zurück sind, sondern die überhaupt die Reaktion in der Kulturwelt verkörpern.

Wohin mit den schulentlassenen Töchtern? Es ist dies wohl eine Frage, vor der heutzutage sehr viele Eltern stehen. So etwas sollte recht sorgfältig überlegt werden, und niemand sollte daher den interessanten Artikel über dieses aktuelle Thema ungelesen lassen, der sich in der neuesten Nummer der unbetrefflichen und in ihrer Art einzig dastehenden Monatschrift „Kinderzage“, Verlag von John Henry Schwerin G. m. b. H., Berlin W. 57, befindet. Dieses billige und großartig redigierte Blatt bietet in jeder Nummer vielfältige Beschäftigung und Unterhaltung der Kleinen, sowie Belehrung der Mütter auf allen Gebieten bis zur Selbstanfertigung von Kinderkleidern, wozu neben dem großen untergeordneten Schnittbogen die vom Verlage zu beziehenden ungemein billigen Normalschnittmuster außerordentlich helfen. Abonnements auf „Kinderzage“ zu 25 Pfg. pro Nummer oder 75 Pfg. pro Quartal frei Haus bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probenummern durch Verleger und den Verlag John Henry Schwerin G. m. b. H., Berlin W. 57.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können vor der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Im Verlag von J. W. Dieck Nachf. in Stuttgart ist erschienen: Die Christlichen Gewerkschaften, insbesondere ihr Verhältnis zu Zentrum und Kirche. Von August Erdmann. 206 Seiten. Preis factoniert 1,50 Mk.

Aus dem Inhalt heben wir hervor: Die katholischen Arbeiterorganisationen bis 1900. — Die Gründung und das Programm der christlichen Gewerkschaften. — Der Kampf der Richtungen. — Von Zürich bis Essen. — Die christlichen Gewerkschaften in ihrem Verhältnis zu Zentrum, Kirche, Unternehmertum und Regierung.

Ferner ist erschienen: Die Arbeitsordnung in den gewerblichen Betrieben Deutschlands. Von Friedrich Klees, Arbeitersekretär in Halle an der Saale. 127 Seiten. Preis factoniert 1 Mk.

Der Verfasser hat es unternommen, über die Anwendung der Arbeitsordnungen Material aus der Praxis zusammenzustellen. Die Arbeit will den umfangreichen Mißbrauch, der von den Unternehmern mit den Arbeitsordnungen getrieben wird, beleuchten und zu einer Regelung der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen anspornen. Er hat zu diesem Zweck in rund 2000 Arbeitsordnungen Einsicht genommen, die ihm von den örtlichen Verwaltungsstellen der freien Gewerkschaften zur Verfügung überlassen worden sind. Die auf diesem Wege festgestellten Tatsachen lassen deutlich erkennen, daß auf dem Gebiet der Arbeitsordnungen den Gewerkschaften noch außerordentlich viel zu tun übrig geblieben ist.

Die Sozialistischen Monatshefte, redigiert von Dr. J. Mlod, Administration Berlin W., Potsdamerstr. 121 h, die bekanntlich alle 14 Tage erscheinen, haben soeben das 1. Heft ihres 20. Jahrganges herausgegeben. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Carl Legien, M. d. R.: Die gewerkschaftliche Internationale 1910 bis 1913. — Eduard Bernstein, M. d. R.: Die innere Politik des Reichs am Jahresbeginn. — Max Schippel: Die Mühsal und Friedrich Engels. — Paul Kampffmeyer: Die Kräftefrage und die Bewertung der geistigen Arbeit in der Sozialdemokratie. — Dr. August Erdmann, M. d. R.: Zur Beurteilung der christlichen Gewerkschaften. — Edmund Fischer, M. d. R.: Kommunale Repräsentationspflichten der Sozialdemokratie. — Herbert Mhe: Edoard Manet. — Bally Jopler: Die neue Frau in der neuen Frauenbildung. — Sozialpolitik von J. Heiden. — Exakte Naturwissenschaften von Dr. B. Vorchardt. — Sozialwissenschaften von Dr. G. Schmidt. — Dichtkunst von M. Hochdorf. — Kunstgewerbe von H. Westheim. Als künstlerische Beigabe enthält das Heft ein Selbstporträt Edoard Manet aus dem Jahre 1878—1879.

Der Preis des Heftes beträgt 50 Pfg., pro Quartal (6—7 Hefte) 3 Mk. Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auf jeder Postanstalt, bei allen Kolporturen, in den Kiosken, sowie direkt vom Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Potsdamerstr. 121 h, Berlin W. 35. Zusendung unter Kreuzband oder in geschlossener Couvert. Probehefte stehen auf Verlangen jederzeit kostenfrei zur Verfügung.

Die Lese im neuen Jahre. Die Lese hat soeben ihren fünfsten Jahrgang begonnen, und die bereits vorliegenden Nummern 1 und 2 bringen wieder einmal zum Bewußtsein, daß es in ganz Deutschland kein anderes Dichterblatt gibt, welches bei einem so niedrigen Preise eine solche Fülle von gutem und interessantem Lesestoff bietet, wie eben die Lese. Der Inhalt ist so reichhaltig und vielseitig, daß auch der verwöhnteste Geschmack auf seine Kosten kommt. Wir führen aus den neuen Nummern nur einige wenige Beiträge an: Der letzte Mensch, eine Legende von Wilh. Schmidtbonn, Die Pest entvölkert das Land, eine Episode aus dem großen Krieg in Deutschland von Johannes Dose, Das Ei, eine poetisch-naturwissenschaftliche Schilderung des berühmten Jules Michelet. Ferner beginnt mit Nummer 2 eine Rubrik: „Wie es im Volke dichtet“ und eine populäre Artikelserie von Rudolf von Delius: Umriß der Philosophie. Besonderer Erwähnung verdient der Roman „Salambo“ von Gustav Flaubert, mit dessen Abdruck in Heft 1 begonnen wird. Dieser Roman ist ein Meisterwerk der Erzählkunst von unheimlicher Kraft und Größe. Er wird sicher zahlreiche Freunde finden. Wer mehr die schalkhaften Sachen liebt, kann sich an den launig geschriebenen Abenteuer der sieben Schwaben ergötzen, deren Heldentaten auch im Bilde vorgeführt werden. Nicht vergessen sei, daß die Lese vom neuen Jahre ab jedem ihrer Abonnenten vierteljährlich eine Gratisbuchbeigabe liefert, also im Jahr 4 Bücher! Der Abonnementspreis ist 1,80 Mk. fürs Vierteljahr. Probehefte sind von jeder Buchhandlung zu beziehen. Wo keine am Platze, wende man sich an die Geschäftsstelle der Lese, Stuttgart, Ludwigsstraße 26.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 4. Karlsruhe. Samstag den 17. Januar 1914. 34. Jahrgang.

Skizzenblätter aus meiner Krankenzustand.

Von Julius Zerfas.

I. Gespräch über das Sterben.

Das Leid ist ein Läuterungsverfahren Gottes, sagen die Christen. Eine Ermahnung an die Schwächlichkeit des Menschen, ein Erinnerung an die Sündhaftigkeit und Unvollkommenheit unseres Wandels, ein Wink zum Denken an das, was hinter Leid und Krankheit steht: Gott und der Tod. Die Chirurgen und Mediziner sind nur Handlanger Gottes, ihre Macht ist Gottes Macht, ihr Versehen ist Gottes Wille. Denn also steht geschrieben: Der du die Menschen lässest sterben.

Mein Operationsarzt war ein gottloser Mensch. Manche starben ihm, aber viele verdanken ihm auch Leben und Gesundheit. Er schnitt gern, aber er schnitt gut. Die meisten Operationen gelangen ihm. Aber er glaubte nicht an einen Gott.

Da denke man . . . Nun, man denkt an so mancherlei im Läuterungsbette des Leids, umgeben von nichts als Leid, gefesselt wie ein Tantalus, den Dualen preisgegeben und nur von der Weisheit, dem Geschick der Wissenschaft und seiner kämpfenden Kraft zu erlösen. Man denkt viel. Man ist ja jung. Es ist Sommer. Draußen duften die Weiesen im ersten Schnitt, die Rosen blühen. Die Tage leuchten hell herein vom pruntdenden schweren Grün gedämpft, aber sie verlieren ihren Glanz, sobald sie in den langen leidweißen Saal schweben über den weißen Rinnen und die weißen Gesichter und Hände. Und die Nächte recken ihre traumblauen Augen herein, diese Zimtmächte mit ihrer hellen Sehnacht.

Man denkt. D man möchte diesen herrscher Gedanken abschütteln, man möchte das raslose Gehirn zum Rasten zwingen. Darum greift man zu den Karten, zum Dambrett, greift zum Buch, und die Folge? Das Gehirn arbeitet immer nur emfänger. Es ist nicht zur Ruhe zu bringen. So ist jeder Tag, und für jede Ablenkung ist man dankbar. Sogar wenn sie vom Pfarrer kommt.

Und der veräumt die Gelegenheit nicht, die günstig ist. Denn im Leid werden die härtesten Herzen zart. Alle Sinne sind empfänglich, das Gemüt ist elegisch-friedlich gestimmt. weich wie Wachs ist die Seele und läßt sich formen. Der Tod kommt und geht täglich. Die Sinne empfangen fast nichts als Traurigkeit, und dieses sind die Stunden, scheinbar so eingelegt für die Boten des Himmels.

Eines Tages kam auch der Geistliche zu mir. Ich hatte nach der Operation eine vierwöchige Fieberzeit hinter mir und war nach den Aufregungen der Pflegerin nur soeben aus Versehen dem Sensesmann entgangen.

Der Pfarrer begann nach der bewährten Methode. Aber er sah bald, daß er wirksamere Mächte bewegen müsse. Also sprach er mit großer Eindringlichkeit. Befinnen Sie sich vor Ihrer Todesstunde und bedenken Sie, daß dieser schweren Stunde keiner entgeht, ohne nach seinem Gott, wie nach einem rettenden Anker zu rufen.

Ich rechte mich ein wenig, sah ihm in die Augen und sagte fast ebenso fest: „Gestatten Sie mir eine Frage, Herr Pfarrer, oder vielmehr eine Frage mit gleichzeitiger Antwort: Warum sind die Toten fast alle so häßlich?“

„Diese Frage und Ihre Antwort wird aber doch nur von bedingter Bedeutung sein, für die Frage, die ich angeschnitten habe“, entgegnete der Pfarrer.

„Scheinbar“, erwiderte ich. „Nur scheinbar. Für mich ist sie viel mehr als Symbol. Während für mich das Sterben ein natürlicher Abschluß ist, bedeutet der Worgang

für Sie einen Uebergang, bei dem Sie sogar noch dem Ungläubigsten und dem Verderbtesten durch einen Signalfrei in die Ohren den Anschluß an die Seligkeit dadurch verschaffen zu können glauben, daß Sie und er glauben; er glaubt: Deshalb schreden Sie in der Todesstunde eines Menschen nicht davor zurück, einmal ihm zu sagen, was er in den meisten Fällen nicht weiß, daß er sterben muß, und daß er mit der rein platonischen Gemütsbehandlung „Ich glaube und bereue“ eine Anweisung auf die Seligkeit mitnähme. Mit den andern Gläubigen machen Sie es ähnlich, dadurch haben Sie erreicht, daß in der Tat die meisten Gläubigen weder den Tod herbeisehnen noch in Frieden und Freude mit ihrem Leben abschließen können. Man hegt sie in Angst bis zur Verzweiflung und ihre Züge verzerren sich im Sterben, als stünden sie mit einem Fuß in der Hölle und mit dem andern im Himmel. Gaben Sie noch nie gesehen, wie solche Sterbende sich aufhäumen, wie die Augen, die tonlos zuckenden Lippen, die trallenden Hände, ja wie der ganze Körper nach Befreiung von körperlicher und seelischer Dual und Beklemmung schreit? Und dann stehen Sie dabei, pferden Körper und Seele in die Hölle der Gottesfurcht, die Furcht vor Gott, ihrem einzigen Retter, ein. Endlich, wenn Sie der beglückende Tod erlöst hat, liegen sie da, verzerrt und häßlich, daß sich die Lebenden, die vielleicht erst Tage oder Wochen vorher mit Ihnen gelacht und geplaudert haben, vor ihnen fürchten.“

„Aber“, sagte der Pfarrer, „auf das, was Sie hier sagen, kommt es doch eigentlich beim Sterben garnicht an. Vielmehr ist doch das Entscheidende: Glauben Sie an ein Fortleben nach dem Tode oder sind Sie der Ansicht, daß alles menschliche Leben mit dem Tode abgeschlossen sei und nur den Zweck habe, der menschlichen Gesellschaft angehört zu haben?“

Ich erhob mich ein wenig und antwortete: „Wenn ich Ihnen nun die gleiche Frage umgekehrt so stellen würde: Glauben Sie, daß die Menschen nur zu dem Zwecke da sind, daß es Tod, Himmel und Hölle gibt? Da rüber wollten wir ja nicht streiten, denn über diese und andere Fragen trennt uns eine ganze Welt mit tausend Fragen. Was ich wollte, war nur dies: Warum macht man das Leben zu einer nutzlosen Sache und das Sterben zu einer so fürchtbaren und häßlichen Abgangsszene? Warum quält man die Menschen in einer Stunde, da sie der Ruhe und des Friedens bedürfen? Warum foltert man die fast ihr ganzes Leben lang mit dieser einen Stunde, als gäbe es sonst nichts zu tun, als dieser einen Stunde zu leben.“

„Das kommt daher, weil Sie Leben und Tod mißverstehen.“

„Nicht im geringsten, Herr Pfarrer. Ich begreife wohl, daß man sich mit solchen Dingen beschäftigt, aber nicht, daß man sich und die Menschheit ausschließlich damit beschäftigt. Und was ich weiter nicht billige, ist, wie gesagt, daß man diesen kurzen Augenblick zu einer theatralisch-häßlichen Szene herabgewürdigt hat. Nun sagen Sie allerdings, daß erst die Todesstunde allgemein, und für viele der letzte Appell an ihr Seelenheil wäre und daß ich, ebenso wie die meisten andern, womöglich erst in dieser Stunde nach dem letzten rettenden Anker Gottes tasten würde. Was in dieser Stunde ist und sein wird, kann ich natürlich heute nicht im voraus sagen. Aber ich kann doch schließlich aus der Erfahrung urteilen. Sehen Sie, man sagt mir erst jetzt, daß ich eigentlich nur aus Versehen dem Tode entgangen sei. Ich weiß allerdings von dieser gefährlichen Lage nichts und bin auch nicht von einer einzigen seelischen Empfindung darauf aufmerksam geworden. Einfach wohl deshalb, weil der physische sowie der physische Mensch in diesem Stadium allmählicher Auflösung weder physisch noch psychisch über sich im Klaren ist. Deshalb bin ich der Ansicht, daß die große Mehrzahl der Menschen durch die Pforte des Nichts ginge ohne es zu

wissen, wenn es ihnen nicht noch laut in die Ohren geschrien würde, bloß um einer kirchlichen Form zu genügen. Das ist ja gerade das Schöne des Todes, daß er ausleuchtet und allen Zusammenhang mit der materiellen Welt verwischt. Deshalb, liebe man den Menschen so sterben, er ginge hin wie eine Blume und sein Leben löte sich auf wie der Strom ins Meer. Aber die Menschen sind ja grausamer als die Natur, trotz ihrer vermeintlichen Religion, und die Schöpfung ist nicht so widersinnig wie ihre denkenden Geschöpfe. Das Sterben ist der einzige Moment des Lebens, wo sich der Mensch wieder mit dem All versöhnt. Darum, weil dieser Augenblick schön sein sollte, glücklich und friedlich, scheuche man die Natur nicht aus ihrer Andacht, sondern lasse sie groß und schön vollenden, was sie schuf. So sollte man leben und sterben.

„Sie sind ein Atheist“, erwiderte der Geistliche hierauf.

„Nennen Sie es, wie Sie wollen“, sagte ich zum Schluß. „Und ich wollte ja eigentlich nicht mit Ihnen über Gott und Gottesbegriffe streiten, sondern nur für die vielen Sterbenden, besonders in den Spitälern, wo man trotz Medizin und Wissenschaft am ärgsten sündigt, um einen ruhigen Abschied plädieren. Denn ich habe viel und furchtbares gesehen, als ich Menschen um mich sterben sah.“

Der Geistliche warf noch einen Blick nach meinen Büchern auf dem Nachttisch, deren drei oberste mit den Namen Goethe, Camerri und Völsin ihn scheinbar noch zu einer Frage reizten. Er ging aber mit freundlichem Gruß daran vorbei, sagte Lebewohl und trat zum nächsten Patienten.

Sie legte mich ermüdet in die Kissen zurück.

Eine Phantasiefahrt durch die Meerestiefen.

Professor Zoubin hat bei der letzten Zusammenkunft des Ozeanographischen Instituts in Monaco, dessen Mitglied er ist, einen Vortrag gehalten, an dem der selbige Jules Verne seine helle Freude gehabt haben würde. Der Titel lautete: „Die untermeerische Reise eines Naturforschers von Vrest nach Newyork.“ Der Ruhm seines Landsmannes hat Professor Zoubin nicht schlafen lassen und zu einer Unternehmung verführt, die in den Voraussetzungen ebenso abenteuerlich ist wie das viel verschlungene Buch von den „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer“. Es würde nun kaum lohnen, davon zu sprechen, wenn nicht Professor Zoubin als Naturforscher doch ein ganz anderes Nützigen mitbrächte, um seine erdichtete untermeerische Fahrt zu einem überblickenden Kursus dessen zu gestalten, was die Tiefseeforschung bisher entdeckt hat. Er reist ziemlich willkürlich, nicht in gerader Linie auch nicht immer in gleicher Tiefe, sondern nur mit dem Zweck, möglichst viel zu sehen.

Die erste Stelle, die nach der Ausfahrt von Vrest seine Aufmerksamkeit erregt, ist die großartige untermeerische Landschaft in der Umgebung des Vorgebirges Pointe du Naz, wo Felsen von äußerster Beriffenheit unter das Meer tauchen, wo sie von den Flutströmungen getroffen werden und reizende, den Schiffen gefährliche Strudel erzeugen. In der Nähe soll sich eine der vielen im Wasser versunkenen Städte befinden, ein französisches Vrest, mit dem Namen V. von der aber der moderne Mensch im Unterseeboot nichts mehr verspürt, da er zum dichterischen Träumen keine Zeit mehr findet. Vietet ihm doch andererseits die Natur die Schaulust dar, die außerordentlich genug sind, um ihn zu fesseln. Prädig sind die untermeerischen Klippen bewachsen, oben mit braunem Seetang, weiter unten, wo die Strömungen nicht zu heftig sind, mit grünen Algen. Aus Untiefen, die gelegentlich wohl einmal über dem Wasser auftauchen, wachsen die langen flebrigen Bänder der Laminarien, die drei bis vier Meter Länge erreichen. Bis dahin hat sich das Unterseeboot ganz an der Oberfläche gehalten und nun erst geht es tiefer. Schon jenseits von fünf Metern scheint die ganze Ummauerung wie in einen bräunlichen Nebel getaucht, und in 40 Meter Tiefe ist es fast Nacht geworden. Aber mit diesen wenigen Wor-

ten ist die Fülle der Farben nicht gekennzeichnet, die von dem Sonnenlicht in den oberen Schichten des Meeres hervorgezaubert werden, vom tiefsten Violett und Indigo das ganze Spektrum hindurch bis zu Orange und Rot. Das Rot verschwindet zuerst und fehlt bei 30 Meter schon vollkommen. Das Wasser erscheint dann blau, während die violetten als die letzten sichtbaren Sonnenstrahlen bis zu 700 Meter Tiefe hinabreichen. Dieses Licht kann aber vom menschlichen Auge als solches nicht mehr wahrgenommen werden, vielmehr erscheint das Violett ganz dunkel. Wahrscheinlich aber sind die Augen der Fische besser organisiert und empfinden die violetten Strahlen noch sehr lebhaft, vielleicht sogar die für den Menschen gänzlich unsichtbaren ultravioletten. Wozu hätten die Fische sonst ihre Augen, da doch die Erfahrung lehrt, daß die Tiere die Augen verlieren, wenn sie dauernd in Finsternis leben, wie zum Beispiel in großen Höhlen. In noch tieferen Abgründen des Ozeans lassen die Fische und andere Meerestiere dann freilich ihr eigenes Licht leuchten, aber noch nicht in den Wassertiefen, die nur einige hundert Meter unter der Oberfläche liegen. In der Tiefe sorgt außerdem der Meeresschlamm für die Beleuchtung, der vielfach eine einzige Schicht von leuchtenden Mikroben bildet.

Weiter sinken wir hinab mit dem Unterseeboot und mit unserer Phantasie, die wir jetzt zu brauchen anfangen, da die Möglichkeit unseres Erlebnisses mehr und mehr dahinschwindet. Würde doch der Druck, der in den Meerestiefen herrscht, jedes Unterseeboot oder jede Taucherglocke geruethen. Nach einer genaueren Berechnung muß auf einem Quadratmeter des Meeressbodens in der größten Tiefe von 9750 Meter ein Druck von 10 003 500 Kilogramm lasten. Dieser enorme Druck aber, dem kein menschliches Gebilde standhalten würde, scheint die Fische gar nicht zu genieren, da sie in ihrem Innern dem gleichen Drucke ausgesetzt sind wie von außen. Sie schwimmen munter herum, ernähren und vermehren sich, und alle Säfte ihres Körpers befinden sich im Gleichgewicht mit ihrer Umgebung. Tiere, aber die irgendeinen Luftbeutel haben wie eine Lunge und auch wie die Fischblase der Verwandten da droben, müßten hier sofort zugrunde gehen. Umgekehrt verträgt ja kein Tiefseetier die Oberwelt, und es wird wohl sehr lange dauern, ehe einmal die wunderliche Fauna der Tiefsee in einem Aquarium lebend vorgeführt werden wird.

Auch die Temperatur sinkt mehr und mehr und hat in 6000 Meter den letzten Grad über dem Gefrierpunkt erreicht. Der Aufstieg auf unserer Fahrt erfolgt aber ziemlich allmählich, denn die Festländer sind von einer Art untermeerischen Tropen umgeben. Die Geographen nennen diesen Södel der Festländer Schelf. Er reicht bis 200 Meter, und dann folgt ein jäher Abfall bis auf 1000 oder 1200 Meter. Der Atlantische Ozean wird von verhältnismäßig wenigen Inseln unterbrochen, und es gehört schon eine bedeutende Kunst dazu, das Unterseeboot nach einigen vulkanischen Eilanden zu lenken, die fast unermittelt aus dem Abgrund bis zum Tage aufsteigen. Den ganzen Atlantischen Ozean aber durchläuft vom arktischen bis zum antarktischen Meere ein unterseeisches Gebirge mit allerdings äußerst sanften Gehängen, so daß ein Wagen, der hier etwa auf dem Meeressboden fahren würde, überhaupt kaum eine Steigung merkte. Alles ist mit einem eigentümlichen Lehmmantel von weißgrauer Farbe bedeckt, der aus ungezählten Milliarden mikroskopischer Tiere gebildet wird, deren Kalkschalen in ununterbrochenem Regen zu Boden fallen. In jeder Sekunde sterben sie zu Millionen, und andere treten an ihre Stelle. Der Meeressgrund ist hier also eine Lehmwüste, in der einzelne Dafen nur dadurch erscheinen, daß sich an manchen Stellen größere Tiere fest auf dem Boden ansiedeln haben und nun vor Krabben, Kricken und anderem schwimmenden Geseier umschwärmt werden. Die Pflanzenwelt dringt bis zu diesen Tiefen nicht mehr, da sie des Lichtes nicht völlig entbehren kann. Die Tiere aber nehmen hier die seltsamsten Formen an. Die Krabben stehen mit langen behaarten Beinen über den Boden hin, ohne in dem zarten Schlamm zu versinken: die Fische mit oft schlanaenartigen Reibe tragen

einen Kopfschmuck oder andere Zieraten, die der ruhigste Eirfall eines Juweliers nicht erkennen würde; die Kieselströme leiten ihre Auslage von Brüsseler Spitzen aus. Wegen der Kälte und des hohen Salzgehaltes des Wassers gibt es hier keine Verwehung mehr wie in der Luft, sondern die Tierleichen gehen langsam in einen flüssigen Zustand über und bedecken den Bodenschlamm mit einer Gallertmasse, die von den glücklichen Hinterbliebenen aufgefressen wird.

Die Eiseställe des Grundwassers ist hier nicht allein eine Folge der allmählichen Temperaturabnahme, sondern es dringt auch kaltes Wasser von den Polen herbei als Ersatz für die warmen Ströme, die an der Oberfläche von den Tropen her in höhere Breiten sich ergießen. Endlich Land! Wir halten bei den Azoren inmitten des Ozeans, einem Baumwerk jungvulkanischer Kräfte. Jenseits kann das Boot bis auf 6300 Meter hinabgehen, wohin selbst die Tierwelt aus Mangel an Nahrung sich kaum noch verirrt. Dagegen erinnern uns hier zahlreiche Kabel, die von den Azoren ausgehen, an Sand und Geist des Menschen. Freilich werden sie gerade hier oft von irdischen Gewalten beschädigt, nämlich durch vulkanische Umwälzungen, die sie zerreißen oder verbrennen. Die Tiere freuen sich immer auf eine Begegnung mit einem Kabel und müssen fest davon überzeugt sein, daß der Mensch diese Seile dort nur für sie hinglegt, um ihnen in der Einöde des Meeressbodens einen Halt zur Ansiedlung zu bieten. Bei der Annäherung an Florida durchfährt das Boot in höheren Schichten das berühmte Sargassomeer, wo sich unzählige Pflanzenstoffe sammeln und ebenso unzählige Tiere unübersehbare Schlupfwinkel darbieten. Die Inselgruppe der Bermuda führt uns die Pracht der Korallenriffe vor, die sonst aber im Atlantischen Ozean spärlich sind.

Allerlei.

Das Erdinnere, erschlossen aus Erdbebenbeobachtungen. Aus den verschiedenen Begebenheiten, die die Erdbebenwellen im Erdinnern zurücklegen, weiß man seit langem, daß die Erdkruste keinen gleichartigen Bau von der Oberfläche bis zum Mittelpunkt besitzt. Das ist ja schon aus dem Umstande zu erschließen, daß die Temperatur nach der in tiefen Bohrlöchern gemessenen Steigerung in hundert Kilometern Tiefe so hoch ist, daß wir keinen Stoff kennen, der dann noch fest oder flüssig ist. Es ist aus allerlei anderen, vornehmlich auch astronomischen Beobachtungen zu erschließen, daß der Erdkern gasig Beschaffenheit hat. Unter besonderen Vorsichtsmahregeln wurden im letzten Jahrzehnt eine große Reihe Erdbebenbeobachtungen in der Göttinger Station angestellt und danach ausgeführt, daß sie von vornherein geeignet sind, einwandfreie Ergebnisse zu liefern. Danach läßt sich feststellen, daß die Erde einen Kern mit 3500 Kilometer Halbmesser besitzt, der von einer unregelmäßig gebauten Schale und dann noch von einem äußeren 1200 Kilometer dicken Mantel umgeben ist. Man muß annehmen, daß der innerste Kern gasig ist, wenn auch die Gase dort eine Beschaffenheit haben werden, die von der auf der Erdoberfläche beobachteten gänzlich abweicht. Denn die Gase stehen im Erdkern unter so gewaltigem Druck, daß sie eher dick- oder zähflüssig erscheinen dürften, ohne jedoch die Eigenschaften der Gase aufzugeben, nämlich die unübertreffliche Elastizität und die Zusammenbrüchbarkeit. Woraus und wie aber die beiden äußeren Schalen im einzelnen aufgebaut sind, das ergeben die bisherigen Untersuchungen nicht.

Sprachecke des Allgem. Deutschen Sprachvereins.

Raum ein anderes Fremdwort wird so viel falsch angewendet wie das kleine „komisch“. Da fliegt beispielsweise ein Luftschiff in großer Ruhe und Sicherheit über uns: schon finden das einige Menschen „sehr komisch“. Ein ernstes Bild erregt allseitiges Aufsehen. Es wird über das Für und Wider gestritten, und ich höre: „Komisch, daß der Meister das gerade auf diese Art dargestellt hat.“ In beiden Fällen — aus tausend Beispielen sind nur diese zwei herausgegriffen — fragte ich mich: „Wo steht denn da das Scherz- und Späßhafte, was ist denn lustig dabei?“ Und dann fiel es mir ein, daß das deutsche Volk wieder bei Fremden Anleihen macht, obgleich ihm unsere Sprache treffendere Ausdrücke zur Verfügung stellt. Die Menschen lachen über etwas und finden das „komisch“, also späßhaft — sie finden aber auch etwas merkwürdig und nennen das wieder „komisch“. Ist

das nun mehr komisch? Ob man nicht doch allmählich anfangen wird, über den Sinn der Worte nachzudenken? (Ephulla (Leipzig).)

Für unsere Frauen.

Frauenerfolge im Ausland.

Das Jahr 1913, das für die deutsche Frauenbewegung so unfruchtbar gewesen ist, brachte den Frauen im Ausland manchen Erfolg. An der Spitze stehen wieder die Vereinigten Staaten von Amerika. Zwar haben nur in dem Territorium Alaska die Frauen die volle Gleichberechtigung erhalten, aber in Illinois wurde ihnen das Recht zuerkannt, an den Wahlen der Beamten, einschließlich der des Präsidenten, teilzunehmen und in einigen anderen Staaten haben Volksvertretungen und Senat Gesetzentwürfe für das Frauenwahlrecht angenommen, so daß die Frage jetzt nur noch der Volksabstimmung unterbreitet werden muß. Zum Teil wird die Volksabstimmung bereits im Jahre 1914 stattfinden.

Aber Amerika hat noch andere wichtige Fortschritte aufzuweisen. In hohe Beamtenstellen sind Frauen gewählt worden, so gibt es verschiedene weibliche Bürgermeister; Mrs. Julia S. Rathrop ist die Leitung der „Kinderabteilung des Handels- und Arbeitsministeriums“ und damit ein vollkommen selbständiges Ressort im Ministerium übertragen worden. Man darf dieses Aufsteigen in eine hohe und gut besoldete Beamtenstelle — Mrs. Rathrop hat ein Gehalt von 20 000 Mark — nicht gering einschätzen, denn wir sehen ja, daß in Deutschland die Frauen zwar zu den schlecht bezahlten Arbeiten zugelassen werden, daß man aber großes Gehälte erhebt, wenn es sich auch nur um beibehalten dotierte leitende Posten handelt.

Die Staaten, in denen das Frauenwahlrecht bereits eingeführt ist, sind erfreulicherweise zu einer die Mütter und Kinder günstigeren Sozialpolitik übergegangen, ebenso fängt man langsam an, Mindestlöhne für Arbeiterinnen und Jugendlichen festzusetzen. Gesetze über Mütterpensionen, d. h. staatliche Unterstützung für Witwen mit minderjährigen Kindern haben die Staaten Illinois, Ohio, Idaho, Utah und die Grafschaft Milwaukee an; zu einer Regulierung der Löhne oder der Arbeitsbedingungen gingen Washington, Colorado, Oregon und Iowa über. In Massachusetts wurde ein Kinderamt eingerichtet, in Wichita (Staat Kansas) vom Bürgermeister eine Frauenkommission gewählt, die die Ansichten der Frauen in städtischen Angelegenheiten vertreten soll.

Aber es sind auch in Amerika Niederlagen zu verzeichnen. Bei der wegen grober Unregelmäßigkeiten notwendig gewordenen zweiten Volksabstimmung über das Frauenwahlrecht in Michigan unterlagen die Frauen. Die Alkoholintereessenten, die alles daran setzten, das Wahlrecht der Frauen hintan zu halten, siegten.

Bemerkenswert ist die starke Bewegung gegen den Maßstabhandel, die unter den amerikanischen Frauen eingeleitet hat. Die Frauengeschichten bringen fast in jeder Nummer Hinweise auf das Vorgehen der Mädchenhändler, deren neue Rolle von Mädchenhandel auf, und in verschiedenen Städten haben die stimmberchtigten Frauen erreicht, daß Mütter, die Mädchenhändler gegen mäßige Kauttionen frei ließen, abgesetzt wurden.

England wird noch eine ganze Weile werten müssen, bis das Frauenwahlrecht eingeführt und das Land wieder ruhig geworden ist. Durch eine geschäftsordnungsmäßige Entscheidung des Sprechers sind die Frauenwahlrechtsanträge, die zur Wahlreformvorlage gestellt waren, und mit ihnen die ganze Reform zu Fall gekommen. Es wurde überhaupt nicht über sie abgestimmt. Die Regierung des Herrn Asquith kann sich aber nicht entschließen, selbst eine Vorlage für das Frauenwahlrecht einzubringen, und da die Suffragettes nicht eher mit ihrer Kampftaktik aufhören wollen, so werden Brandstiftungen und dergleichen noch eine Weile fortauern. — Das Satz- und Rauegebot, das die Regierung im April durchgebracht hat, erfüllt seinen Zweck in keiner Weise. Es ist kein Ausmaßblatt in der Geschichte des englischen Liberalismus, angegebene Männer und Frauen aller Richtungen empfinden es als eine Schmach für einen modernen Kulturstaat.

Die ablehnende Haltung vieler liberaler Abgeordneter und der Regierung hat dazu beigetragen, daß die englischen Frauenstimmrechtsorganisationen sich hart der Arbeiterpartei nähern. Sie erklären ganz offen, daß sie den Grundged der Neutralität, wie er früher verstanden wurde, fallen lassen müssen, und daß sie bei den Wahlen in erster Linie die Arbeiterpartei unterstützen wollen.

Erfolge haben die englischen Frauen bei den Munizipalwahlen erzielt. Freieigen Frauen wurden als Stadträte gewählt. — Die Geographische Gesellschaft beschloß, Frauen mit gleichen Rechten aufzunehmen, eine wissenschaftliche Gesellschaft ernannte Miss Ethel Sargant zur Präsidentin einer ihrer Sektionen; Miss